3 | 2014

DENKMALSTIFTUNG
BADEN-WÜRTTEMBERG

Stiftung bürgerlichen Rechts

Inhalt

1 Wertheim, Eichelhof-Schlösschen
3 An unsere Leser und Leserinnen
3, 6 Wissenswertes aus der Denkmalpflege
4 Götz von Berlichingens Burg Hornberg
7 Gespräch mit Angelika Reiff, Gebietsreferentin Landesdenkmalpflege
8 Baukunst, Karyatide
8 Baumeister, Karl Beer
8 Denkmalrätsel
9 Förderbericht 2013

Mit Förderbericht 2013

BÜRGER RETTEN DENKMALE

Vom Sorgenfall zum Kulturtempel Wertheims Eichelhof-Schlösschen

Es ist das erste Objekt, das wir ein zweites Mal vorstellen. In Heft 2/2001 war es ein verfallenes Anwesen mit ungewissem Schicksal, umgeben von „Unland“, wie es in einem Gutachten zum ehemaligen Schlosspark hieß. Gedacht als Renommierobjekt eines für das „Ancien Régime“ typischen Duodezfürstentums, ließ Graf Friedrich Ludwig zu Löwenstein-Wertheim-Virneburg (1706–1796), dies Rokoko-Schlösschen im Eichelhofgarten zwischen 1775 und 1777 vom einheimischen Maurermeister Dietrich Gottlieb Bepfler errichten als zweigeschossigen, ganzflächig verputzten Fachwerkbau mit Mansarddach. Das „Gartenpalais“ hatte einen zum Main hin orientierten Festsaal im ersten Obergeschoss, eine Orangerie im hinteren Gebäudeflügel und lag in einem umfriedeten Barockgarten mit vier gleich großen Beeten.

1816 ließ dann Fürst Georg zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg (1775–1855) die Anlage nach Maßgaben des Zeitgeists gänzlich umgestalten und erweitern. Aus der überschaubaren Barockanlage wurde ein englischer Landschaftsgarten von fünffacher Größe (3,6 ha). Für einen neuen, klassizistischen Festsaal eignete sich insbesondere die Orangerie, bis heute „Hauptstück“ des Anwesens. Seinerzeit bildete das Schlösschen im Eichelhofgarten den Mittelpunkt des Wertheimer Kulturlebens, auch für die Bürger.

Lazarett, Malschule, Internat und Katastrophen

Doch seine repräsentativen Tage neigten sich gegen Ende des Jahrhunderts. Im Deutsch-Französischen Krieg (1870/71) war es Lazarett und von 1901 bis 1914 Malschule.

Das 1775–77 erbaute Eichelhof-Schlösschen bei Wertheim am Main.

Der große Festsaal mit Fensterfront zum Main.

Von 1931 bis 1945 wurde das Schlösschen gar zum Internat. Der lettisch-kurländische Großgrundbesitzer Edgar Baron von Heyking, ein „Jünger“ aus dem Kreis um den Dichter Stefan George, leitete es und gab ihm eine dezidiert musische Note.

Um die Jahrtausendwende war der Bau verfallen und der Bürgerpark nicht mehr zu erkennen. Das Lustschloss von einst mit seinen mittlerweile zugenagelten Fensterläden befand sich in einem Prozess permanenter Selbstauflösung. So stellte das Fürstenhaus Löwenstein-Wertheim-Freudenberg als Eigentümer Ende 1997 den Abrissantrag. Da aber kam die Stunde des Wertheimer Oberbürgermeisters Stefan Gläser, Gemeinderat und Denkmalamt gegen ein solches Ansinnen zu mobilisieren. Die Stadt entschloss sich zum Rettungskauf – für 1,4 Millionen Mark. Spiritus Rector dieser Großtat war der damalige Landeskonservator Franz Meckes. Er konnte stolz von sich behaupten: „In 30 Jahren meiner Tätigkeit in Baden-Württemberg ist noch kein Schloss abgerissen worden.“

Aber dann: Kaum waren die ersten Rettungsmaßnahmen eingeleitet, kam es in der Nacht vom 4. auf den 5. August 2001 zu einer ersten Brandstiftung, bei der die Denkmalsubstanz allerdings kaum geschädigt wurde. Schlimmer dann der zweite Brandanschlag zu Zeiten, als gerade der Innenausbau begonnen hatte. Zwei Drittel der Dachkonstruktion waren beeinträchtigt.

600 Quadratmeter Ausstellungsfläche

Doch diese Katastrophen schienen den Willen zur denkmalgerechten Vollendung des Schlösschens erst recht zu motivieren. Und die Rettungstat sollte vorbildlich gelingen. Jörg Paczkowski, Direktor des Wertheimer Grafschaftsmuseums über das erwähnte Hauptstück des Schlösschens: „Der Saal präsentiert sich heute wieder mit seinem alten Parkettboden, den Pilastern, den Stuckleisten mit Zahnschnitt auch in seiner Farbigkeit als typischer klassizistischer Saal.“

Ursprünglich hingen in diesem Saal zwischen den Pilastern Spiegel, die, so Paczkowski, den Saal nicht nur optisch vergrößerten, sondern auch „um ein Vielfaches“ heller machten, sodass er „kaum Grenzen und Wände“ zu haben schien.

Besonders gelungen bei der Außensanierung sind die Karyatiden an den Gebäudekanten im Obergeschoss, die, schwer angegriffen, 2006 sorgsam saniert wurden.

Mittlerweile ist der Abrissfall zum Kunsttempel geworden mit einer Ausstellungsfläche von 600 Quadratmetern, weitgehend im „Großen Saal“. Allein die Gemäldesammlung „Romantiker und ihre Nachfolger“! Sie umfasst etwa Werke von Karl Friedrich Schinkel oder Ferdinand und Franz Kobell. Viel beachtet naturgemäß auch die 70 Arbeiten umfassende Sammlung „Deutsche Maler in Berlin“ mit Gemälden, Aquarellen, Zeichnungen und Pastellen solcher Größen wie Max Beckmann, Lovis Corinth, Max Liebermann, Otto Modersohn und Paula Modersohn-Becker, Christian Rohlfs, Max Slevogt oder Heinrich Zille.

Blickfang im Park des Eichelhof-Schlösschens ist ein Monopteros.

Auch die ursprüngliche Treppenanlage in den ersten Stock konnte wiederhergestellt werden.

Park ersetzt „Unland“

Und das ehemalige „Unland“ ist wieder ein begehbarer Bürgerpark, „eine kleine Viertelstunde von der Stadt am Ufer des Mains“, so eine Beschreibung aus dem 19. Jahrhundert. Der Eichelhofpark war sozusagen der Schlussakkord am Ende all der bürgerlichen Gärten entlang des Mains. Und er soll auch für das bürgerliche Publikum täglich von zehn bis zehn zugänglich gewesen sein. 1816 ja als zeittypischer Englischer Garten angelegt, war er ein kleiner Kosmos für den kultivierten, erbaulichen Naturgenuss mit seinen vielen Wegen und kleinen Pavillons. Diese kleinen Bauten aber sind längst abgegangen. Nur ein imposanter Monopteros als Krönung des ansteigenden Parks erinnert noch an die klassizistische Aufwertung des Fürstengartens. Ein dominanter Gartentempel, nicht nur für die Beschaulichkeit, denn in seinem weiträumigen, kühlen Keller wurden verderbliche Lebensmittel gelagert. Und um dem Park selber auch noch einen Nutzen zu geben, ließ der Fürst eine Seidenraupenzucht anlegen.

1916 wurde der Schlossgarten ein letztes Mal umgeformt für eine Grabkapelle, in der sich auch der Sarkophag des im Ersten Weltkrieg gefallenen Prinzen Wilhelm zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg (1863–1915) befindet. Über die Wertigkeit des aus dem Unland wiedererstandenen Parks kam das Denkmalamt in einer Broschüre aus dem Jahr 2006 zu der Einschätzung: „Als umfassend erhaltene herrschaftliche Gartenanlage aus vorindustrieller Zeit hat der Eichelhofgarten … einen hohen Seltenheitswert.“ Die Denkmalstiftung hat sich schon vor mehr als zehn Jahren an der Rettung des Anwesens mit rund 450 000 Euro beteiligt.

Wissenswertes aus der Denkmalpflege

Denkmalfahrt
In Ulm und um Ulm herum

Die vergangene Denkmalfahrt führte in Ulm und um Ulm herum jeweils zu Objekten, die allesamt schon Aufmacher in unseren Heften waren: zum Patrizierhaus in Ulms Platzgasse 31 (1/2013), zu Kloster Blaubeuren (4/2011), dem Gasthof „Adler“ in Obermarchtal (2/2013) und zuletzt zum Ernst-Jünger-Haus nach Wilflingen (2/2011).
Ulms spätgotisches Haus in der Platzgasse 31 haben wir vor Jahresfrist als Objekt im Stadium des Fertigwerdens geschildert. Mittlerweile ist dies Haus bis unters Dach eingerichtet. Modernstes Mobiliar trifft im gesamten Objekt mit unerwarteten Harmonien auf spätgotische Bausubstanz. Beste Argumente für die Aktualität und „Modernität“ von Denkmalschutz.
In Blaubeuren scheint dies Experiment – inwendig – weniger gelungen. Im Rektoratszimmer des Ephorus (Schulleiters), einem zentralen Raum des Anwesens, stößt sich die von Innenarchitekten verordnete Modernität mit ihren Glas- und Metallkanten optisch doch ziemlich mit dem in Altersehren gekrümmten Holzwerk aus den Tagen der Renaissance. Doch behelligt das keine Originalsubstanz, die, überreich, immer wieder Rettungsmaßnahmen verlangt, natürlich auch mit Unterstützung der Denkmalstiftung (dazu unsere Förderberichte in diesem Heft). Staunend erfuhr man vom Ephorus, Pfarrer Henning Pleitner, bei seiner kurzweiligen Führung, dass die Blaubeurer Internatsschule mit einem Abitur-Notendurchschnitt von 1,5 zu den absoluten Eliteschulen Deutschlands gehört. Der „Geischd“, hier feiert er halt noch fröhliche Urständ in kongenialem Gemäuer.

Durchaus einladend ist das wiederhergestellte Gasthaus Adler in Obermarchtal.

Zu Obermarchtal gerieten wir Denkmalfahrer in eine Fahrrad-Rallye mit Ziel vor dem „Adler“. Das lange abrissbedrohte Lokal, dessen Rettung den Ortsbürgermeister vor Zeiten fast die Wiederwahl gekostet hätte, ist inzwischen selbstverständlicher Ortsmittelpunkt und präsentiert feine oberschwäbische Gastronomie. Außen hängen mittlerweile auch die von der Denkmalstiftung ermöglichten restaurierten grünen Holzklappläden, die beim Titelbild zum Aufmacher für Heft 2/2013 noch in der Restaurationswerkstatt behandelt wurden (unser Foto).
Am Ende dann Wilflingen mit seinem Ernst-Jünger-Gedächtnishaus und dem barocken Stauffenberg-Schloss (1710–1715) gegenüber,

Fortsetzung auf S. 6

An unsere Leser/innen und Spender/innen

DENKMALSTIFTUNG
BADEN-WÜRTTEMBERG
Stiftung bürgerlichen Rechts

Denkmale stehen meist auch für ein Stück Geschichte unseres Landes. Dies gilt für die Ruine Hornberg in besonderem Maße. Symbolisiert sie doch mit ihrem mächtigen Bergfried geradezu das Leben des Götz von Berlichingen, der wie kaum eine andere Figur im Lande den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit mit all seinen politisch kriegerischen und kulturellen Umbrüchen verkörpert. Natürlich kommt hier hinzu, dass die Burg auch für ein eminentes literarisches Denkmal steht: Goethes Sturm-und Drang-Theaterstück, das viele von uns bereits in der Schule beschäftigt hat. Neben dieser auch landschaftlich hinreißend gelegenen geschichtsträchtigen Burg ist das Schlösschen im Wertheimer Eichelhofgarten eher ein Kleinod. Eines, das es aber ohne den massiven Einsatz örtlicher Honoratioren und Bürger gar nicht mehr geben würde. An ihm hat nicht nur der Zahn der Zeit genagt, kurz vor dem Abriss stehend, musste der Bau noch während der Erhaltungsmaßnahmen zwei Brandstiftungen überstehen. Es ist also auch ein Symbol, in diesem Fall für den Erfolg des Engagements von Bürgern, Bürgermeister und Denkmalschützern. Das Schlösschen und auch der umgebende Park zeigen symptomatisch den Weg eines Denkmals zwischen Verlust und „Wiederauferstehung“ als brillantes Kulturdenkmal. Wir berichten hier ein zweites Mal über dieses besondere Objekt, weil es vor allem im Gartenbereich weiter gediehen ist und weil es Mut macht für weitere Aktionen, die zur Rettung solcher Preziosen führen. Aktionen, für die wir stets auch um Ihre Mithilfe, liebe Leser und Leserinnen, bitten. Denken Sie auch stets an die Denkmalstiftung bei Freuden- wie bei Trauerfeiern, statt Blumen oder oft ja wenig nützlichen Geschenken um eine Spende an die Denkmalstiftung zu bitten. Mit diesen Mitteln können wir dann zur Erhaltung oder Rettung weiterer Denkmale beitragen.

Professor Dr. Rainer Prewo
(Vorsitzender)

Professor h. c. Hermann Vogler
(Geschäftsführer)

Götz von Berlichingens Burg
Die Ruine Hornberg

Sie ist in Form, Inhalt und historischer Bewandtnis sozusagen die überragende Neckarburg. Über dem kleinen Weiler Steinbach bei Neckarzimmern auf der rechten Neckarseite gelegen, wirkt sie wie ein Mirakel: 170 Meter lang auf einem parallel zum Neckar ansteigenden Gelände, ein mächtiges Ensemble aus Unterer Burg, Vorburg und der pittoresken Kernburg zuoberst.

Wie bei mittelalterlichen Burgen üblich, gibt es auch hier etliche Bauphasen und vielerlei Besitzerwechsel. Vor 1200 wurde Hornberg von den damals in der Gegend einflussreichen Grafen von Lauffen gegründet. Deren Geschlecht starb 1218 aus. 1259 kaufte das Bistum Speyer die Burg und besaß sie mehrere Hundert Jahre.

Um 1340 entstand der Bergfried. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts wurde die Burg um die ersten Zwingerbauten und 1452 durch einen Wohnhaus-Neubau mit Küche erweitert. Wenig später ging die Hornberg zu Lehen an das Rittergeschlecht derer von Schott. Sie entwickelten die Fortifikation durch Geschütz und Tortürme und ließen die lange Verbindungsmauer von Unterer zu Oberer Burg errichten.

Weltruhm durch Götz

So muss man sich das Ensemble aus Unterer und Oberer Burg mit der Vorburg dazwischen vorstellen, als es 1517 für 6 500 Gulden an „Gotzen von Berlichingen den jungen zu Jagsthausen“ ging. Zum architektonischen Spektakel kommen nun politisches wie literarisches Ereignis und somit der Weltruhm für die Burg über dem Neckar, die Götz von Berlichingen schon früh in den Bann gezogen haben soll. Aufgewachsen ist er ja in der ebenfalls von der Denkmalstiftung geförderten Burg der Berlichingen zu Jagsthausen, die längst den Namen „Götzenburg“ trägt und in deren Innenhof seit 1950 alljährlich Götz-Festspiele stattfinden. Götz, 1480 hier als jüngster Sohn des (Raub-) Ritters Kilian von Berlichingen geboren, entwickelte eine enorme Rauflust und warf sich aufs Kriegshandwerk, wo er bei der Belagerung von Landshut mit erst vierundzwanzig durch einen Fehlschuss der eigenen Artillerie seine rechte Hand einbüßte. Die Prothese, die er sich dann anfertigen ließ, gilt als feinmechanisches Meisterwerk und gab seinem Träger den legendären Beinamen „Ritter mit der eisernen Hand“. Einerseits ein unbarmherziger, gewerbsmäßiger Räuber, zum anderen Rächer aller Gekränkten – so sollte sein Charakterbild in die Geschichte eingehen.

Auf Burg Hornberg betreibt dieser überaus geschickte Raubunternehmer aber auch Weinbau, noch immer eine Domäne der „Hornberger“. Dafür vernachlässigt er die heimatliche Burg in Jagsthausen. Als ihm nach neuerlichen Kriegshändeln endlich ein beschaulicheres Leben beschieden scheint, wird er 1525 in den Bauernkrieg verstrickt. Man setzt ihn fest, und im März 1530 erhält er Burgarrest auf seiner Hornberg, darf kein Pferd mehr besteigen und muss hohe Geldstrafen ableisten. Aber Kaiser Karl V. braucht den ergrauten Haudegen für seine Kriegszüge und amnestiert ihn weitgehend. 1544, der Kämpfe müde, zieht er sich endgültig auf Burg Hornberg zurück und diktiert seine Lebenserinnerungen – wahrscheinlich dem Ortspfarrer von Neckarzimmern. Ein eminentes kulturgeschichtliches Dokument und detailreiches Sittengemälde des ritterlichen Adels aus der Reformationszeit. 1562 stirbt Götz auf seiner Burg, mit 82. Für seine Zeit ein Methusalem. Goethe ist von den Memoiren dieser Kraftnatur enthusiasmiert. Mit diesem Stoff revolutioniert er das deutsche Theater; Götz ist sozusagen der Hauptheld des „Sturm und Drang“. 1771 notiert der Dichter in Straßburg: „Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und alles vergessen worden. Ich dramatisiere die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes.“

Wie ein Fels in der Brandung, die Ruine Hornberg mit dem alles überragenden Bergfried.

Das Innere der Burgruine zeigt bis heute, dass der Götz keine kleine Behausung bewohnte.

Bauboom nach Götz

Wenig erstaunlich, dass es zur „Götz-Zeit“ auf Burg Hornberg kaum zu baulichen Änderungen gekommen war. Offenbar hat hier die Schottsche Bauphase noch vorgehalten. Aber Götzens Nachkommen entwickelten eine solche Bautätigkeit, dass sich die Bewohner des darunter liegenden Zimmern gegen die ihnen dafür abverlangten Frondienste auflehnten. Denn die Berlichingen wollten nach einer Renaissance-Mode aus ihrer Burg droben ein Schloss machen – unter Reduzierung der Verteidigungseigenschaften.

Philipp Ernst von Berlichingen hatte dann genug von den Querelen mit den Bauern und verpfändete das Anwesen an Hans Heinrich von Heußenstamm, kurmainzischer Rat und Amtmann zu Amorbach. Ihm gehörte die Burg bis 1612.

Nach Heußenstamm ging die offenbar sehr verwahrloste Hornberg für 58 000 Gulden an die Herren von Gemmingen-Hornberg, die sie heute noch besitzen. Erster Gemmingen war 1612 Reinhard, als Gelehrter ohne sonderliches Interesse an der Sache. Im Gegenteil – er baute schließlich sein Renaissanceschloss in Neckarzimmern unten im Tal. Die Hornberg wurde fast nur noch landwirtschaftlich genutzt; bis in unsere Tage betreibt man hier einen renommierten Weinbau.

Im 17. Jahrhundert mit all seinen Kriegen begann die ohnedies schon arg beschädigte Anlage so zu zerfallen, dass die pittoreske Oberburg aufgegeben wurde und die Gemmingen sich mehr und mehr in die Untere Burg zurückzogen, ein rechteckiger Steinbau mit den für damals gewaltigen Ausmaßen von 25 auf 12 und einer Höhe von 20 Metern. Er stammt noch aus der Stauferzeit, also den Anfangstagen des Ensembles. Imposant dabei die Zwischenform von Palas und Wohnturm, ein Typus, auch als „Steinhaus“ oder „Turmpalas“ bekannt.

Markant ist auch der südliche Eckturm mit seinem Fachwerkaufsatz.

Blick von der Ruine Hornberg auf den Neckar.

Um 1790 kam es noch einmal zu kleineren Bauarbeiten an der Oberen Burg. Seitdem aber ist sie einem leisen Verfall preisgegeben. Höchste Zeit, dass diese auch für den Tourismus wichtige Burg mit ihrem einzigartigen Blick über die Landschaft am Unteren Neckar für künftige Generationen erhalten bleibt. Derzeit sind ja mit Unterstützung der Denkmalstiftung heftige Arbeiten im Gang. Über deren nähere Inhalte geben unsere Förderberichte in diesem Heft Auskunft.

Denkmalstiftung Baden-Württemberg
Stiftung des bürgerlichen Rechts
Geschäftsstelle: Charlottenplatz 17
70173 Stuttgart
Telefon: 0711/2261185
Fax: 0711/2268790
www. denkmalstiftung-bw.de
email: info@denkmalstiftung-bw.de
Geschäftsführer: Prof. h. c. Hermann Vogler
Geschäftsstelle: Andrea Winter
Spendenkonto: Konto Nr. 2 457 699
bei der Landesbank Baden-Württemberg
(BLZ 600 501 01)
IBAN: DE78 6005 0101 0002 4576 99
BIC: SOLADEST
Als Spendenquittung für Beträge bis zu 200.– Euro genügt der Einzahlungsbeleg zur Vorlage beim Finanzamt.
Für höhere Beträge stellen wir Ihnen eine Spendenbescheinigung aus; hierzu ist die Angabe der vollständigen Adresse notwendig.

Bildnachweis: Bildnachweis: Heinz K. Geiger, Stuttgart S1-5, S8; S100r, S 110r, S110m, S14ul; Landesamt für Denkmalpflege, Geiger-Schmidt, S7; S16u (O. Braasch); S. Richter, S 9u; S. Maier/ A. Winter S90; Denkmalstiftung B-W, S9m, S10u, S11u, S12 u (Winter), S14ol, S14ur, S150, S120r; Müller, Schwäbisch Gmünd S100l; Rapp, Kressbronn S140m; Ev. Brüdergemeinde Wilhelmsdorf S15u; Verein Zehntscheuer Ammerbuch Entringen S160; Schauinslandbahn S130; Gemeinde Schenkenzell S13u; Silke und Ralph Böttcher, Sinsheim S 11u, Dajo von Gemmingen-Hornberg, Neckarzimmern S120l.

Förderzweck der Denkmalstiftung Baden-Württemberg

(Auszug aus den Vergaberichtlinien)
Die Denkmalstiftung fördert die Erhaltung von Kulturdenkmalen im Sinne des Denkmalschutzgesetzes. Sie fördert vorrangig private Initiativen auf dem Gebiet der Denkmalpflege. Zuwendungen werden beispielsweise gewährt für:

- Maßnahmen von gemeinnützigen Bürgeraktionen zur Erhaltung und Pflege von Kulturdenkmalen
- Erhaltungsmaßnahmen an Kulturdenkmalen im privaten Eigentum
- den Erwerb von Grundstücken, die besonders bedeutsame Bodendenkmale bergen
- den Erwerb gefährdeter, besonders bedeutsamer Kulturdenkmale zur Durchführung von Erhaltungsmaßnahmen und Weitergabe an neue Nutzer
- wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiet der Denkmalpflege.

Denkmale brauchen auch Ihre Hilfe!

Impressum

Herausgeber:
Denkmalstiftung Baden-Württemberg

Redaktion:
Prof. h. c. Hermann Vogler (ViSdP),
Dr. Irene Plein,
Dr. Karlheinz Fuchs,
André Wais,
Andrea Winter

Gestaltung und Produktion:
Verlagsbüro Wais & Partner
Reinsburgstraße 104
70197 Stuttgart

Nachdruck und Vervielfältigung sowie die Einspeicherung und Verbreitung in elektronischen Systemen nur mit Genehmigung des Herausgebers.

© 2014 Denkmalstiftung Baden-Württemberg
Erfüllungsort und Gerichtsstand: Stuttgart.

Rätselgewinner 1/2014

Gefragt war nach dem Konstanzer Bahnhof, der dank seines schlanken, wohlproportionierten Turms jedem Konstanzbesucher optisch geläufig ist. Direkt am Hafen gelegen muss er seine Eigenschaft als Wahrzeichen am Eingang der Stadt seit 1993 mit der neun Meter hohen Imperiafigur des Bildhauers Peter Lenk an der Hafenmole teilen. Architekt und Spiritus Rector des Bauwerks ist Friedrich Eisenlohr (1805 bis 1854), der für zahlreiche Bahnbauten an der Oberrheinstrecke wie am Hochrhein verantwortlich zeichnete. Von vielen seiner Werke ist fast nichts mehr überkommen. Ein Glück also der Konstanzer Bahnhof, dessen vollständige Ausführung sein „Schöpfer" – wie im Rätseltext erwähnt – auch nicht mehr erlebt hat. Der Bau wurde nach Eisenlohrs frühem Tode von seinem Schüler Heinrich Leonhard betreut. Eisenlohrs Handschrift zeigt sich nicht nur, aber sehr bezeichnend, im „Campanile", erinnert er doch etwas an den berühmten Turm des Rathauses von Siena. Diesen hat der Baumeister bei seiner für Architekten obligatorischen Italienreise in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kennen gelernt.

Wenn Sie, liebe Leser, sich aber für Heinrich Leonhard, dessen baumeisterliche Leistung in der Vollendung liegt, als Architekt und Erbauer entschieden haben, gilt dies auch als richtige Lösung.

Eine solche übermittelten: Patrick Kassel, 76437 Rastatt; Michaela Kluge, 67227 Frankenthal; Hubert Münkle, 76646 Bruchsal; Karin Rau, 50735 Köln; Erich Traier, 73230 Kirchheim. Sie gewannen den Katalog „Das Konstanzer Konzil".

Fortsetzung von S. 3:

das mit vier runden Ecktürmen noch wie ein stattliches Renaissancebauwerk anmutet. Nirgendwo sonst im Land oder wohl insgesamt in der Bundesrepublik ist eine literarische Wirkungsstätte derart minutiös erhalten wie die für Ernst Jünger in Wilflingens barockem Forsthaus. Der 1998 gestorbene Schriftsteller wurde in diesem begehbaren Zeitdokument für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts 103 Jahre alt. „Seit seinem Tod im Jahr 1998 gleicht dies Wohnhaus einer Wunderkammer"; Jüngers Aura sei noch immer gegenwärtig. „Sie wohnt in den Räumen und haftet an den Dingen", hieß es darüber in der FAZ. (Vom 1. bis zum 16. September ist die Gedenkstätte geschlossen. Da die Öffnungszeiten fast ebenso außergewöhnlich sind wie das Haus selber, empfiehlt sich eine Auskunft über www.juenger-haus.de).

Betonrekorde

Auf unsere Betrachtung zum Stuttgarter Tagblatt-Turm (1925–1928) in Heft 2/2014, den wir als erstes Sichtbeton-Hochhaus der Welt und erstes in Stahlbeton errichtetes Hochhaus Deutschlands qualifizierten, erreicht uns eine Zuschrift von Heinz Oechsner aus Markgröningen, der an Breslaus frühen Mut zum Beton erinnert, besonders mit der grandiose Breslauer „Jahrhunderthalle" (1912/13) des Stadtbaurats Max Berg (1870-1947), die als eine der kühnsten Stahlbeton-Konstruktionen ihrer Zeit gilt. Zugleich, so Oechsner, sollten damals in Breslau einige Sichtbetonhochhäuser von 135 Metern Höhe entstehen. Doch der Gemeinderat lehnte die Pläne ab.

Da die stark expressionistische Jahrhunderthalle kein Hochhaus war und die Betonhochhäuser nicht gebaut wurden, bleibt der „Deutsche Rekord" dann doch beim Stuttgarter Tagblatt-Turm. Und wenn es um den skulpturalen Umgang mit Beton geht, muss man hierzulande auf Theodor Fischer verweisen und seinen virtuosen Umgang mit diesem Baustoff, etwa beim Aussichtsturm auf dem Schönberg oberhalb Pfullingens (d'Ondrhos, 1905/06) oder bei der Ulmer Garnisonskirche (1911).

Buchtipp

Betongold, denkmalwürdig

Die Hälfte des deutschen Wohnungsbestands hat ihren Ursprung nach 1945. Der überwiegende Teil davon zwischen 1960 und 1980. Gut fünfzig Jahre nach diesem überquellenden Betonboom, in dem sich bis heute unser „Wirtschaftswunderland" manifestiert, gibt es Überlegungen zur Denkmalwürdigkeit. 2009 hat das Landesamt für Denkmalpflege die Stuttgarter Hochschule für Technik beauftragt, „einen Überblick über den verdichteten Wohnungsbau dieser Zeit" zu erstellen. Das Ergebnis ist ein erschöpfendes Compendium mit „exemplarischen Zeugnissen des Wohnungs- und Siedlungsbaus der 1960er und 1970er Jahre der Region in Stuttgart". So das Eingangskapitel.

Unter den zwölf fürs Buch betrachteten Siedlungen in und um Stuttgart haben die Autoren sieben Bau- und Kunstdenkmale ausfindig gemacht. Einmal das Wohnquartier Aspen in Botnang, zwischen 1963 und 1966 vom Stuttgarter Architekturbüro Kammerer und Belz als Eigentumswohnanlage für Landesbeamte errichtet und vom Stuttgarter Gartenarchitekten Hans Luz durch eine „große Gartenlandschaft" veredelt. Ebenfalls von Kammerer und Belz stammt die Waiblinger Wohnanlage „Im Schneider" (1971/72), Rechtecke in origineller Terrassenanordnung, ein „architekturhistorisches Dokument für das Wohnen im verdichteten Wohnungsbau". Und auch die Atrium-Reihenhäuser (1961–1963) von Kammerer und Belz in Kernen-Stetten sind wegen ihrer verdichteten Bauweise im Grünen jetzt denkmalwert. Kammerer und Belz und der Denkmalschutz, ausgerechnet! Wo doch Hans Kammerer Ende der siebziger Jahre noch höhnte: „Denkmalschutz, wenn ich das schon höre, dann kann ich doch gleich die Nationalhymne singen."

Denkmalwert, ebenfalls wegen seiner Einbindung ins Grün, die terrassierten Geschosswohnbauten (1969–1971) des Stuttgarter Büros Kilpper in Heumaden-Hochholz. Um 1970 war ohnedies so eine Terrassenhausphase. So verdankt der Neugereuter Terrassenbau „Schnitz" (1973/74) des Stuttgarter Architekturbüros Peter Faller seinen Denkmalwert einem „besonderen architektonischen wie soziologischen Interesse", denn hier ist ein hohes Maß an Grün und Flexibilität verwirklicht. Sogar die Fenster konnten in einem entsprechenden Baukasten ausgewählt werden. Wiederum von Faller stammen die Zackendachhäuser in Neugereut (1972–1975), die Leben in die flachdachgeprägten Horizontlinien jener Jahre brachten. Und ebenfalls als denkmalwürdig empfunden wurden die beiden zwölfgeschossigen „Himmelsleitern" im Wohnpark Schlossgut Hemmingen (1971–1974) des vielgerühmten Stuttgarter Architekten Paul Stohrer.

Erstaunlich erst einmal, die aufeinandergestapelten Heumadener Sichtbetonwannen oder die düster-monumentalen Hemminger Himmelsleitern als Denkmale zu wissen. Aber, und das gibt Ulrike Plate von der Inventarisation des Landesdenkmalamts am Schluss dieses überaus dichten Bandes zu bedenken: „Bauwerke sind Dokumente, einmalig und unwiederbringliche Urkunden, die Auskunft geben über geschichtliche Ereignisse, über Lebensweisen, Handwerkstechniken oder soziale Veränderungen". Und diesen generellen Kriterien genügen die erwähnten „Denkmale" allemal.

Karin Hopfner, Christina Simon-Philipp, Claus Wolf. „größer, höher, dichter". Wohnen in Siedlungen der 1960er und 1970er Jahre in der Region Stuttgart.

267 S., zahlreiche Abb., Stuttgart (Karl Kraemer) 2012, 29,80 Euro.

Aktiv in der Denkmalpflege

Gespräch mit Angelika Reiff, Gebietsreferentin in der Landesdenkmalpflege

Angelika Reiff beim Gespräch mit André Wais und Karlheinz Fuchs.

Frau Reiff, wie sind Sie als Architektin zur staatlichen Denkmalpflege gekommen?

Ursprünglich dachte ich ja an ein eigenes Büro, aber seit 1988 bin ich nun doch in der Landesdenkmalpflege tätig, zunächst war die Inventarisation eine gute Grundlage für meine jetzige Arbeit. Um dem Baugeschehen wieder näher zu sein, habe ich mich dann im Jahr 1999 von der Inventarisation weg um eine Stelle als Gebietsreferentin beworben. Zum Landkreis Heilbronn kam die Stadt Schwäbisch Hall. Und seit 2011 bin ich Gebietsreferentin in Stuttgart und im gesamten Landkreis Schwäbisch Hall.

Wie hat man sich die Einteilung der Gebietskonservatoren hier im Land vorzustellen?

Im Regierungsbezirk Stuttgart hat jeder Gebietsreferent zwei Kreise. In den anderen drei Regierungsbezirken haben die Referenten oft mehr als zwei Landkreise zu betreuen.

Sie waren etliche Zeit „auf dem Land" tätig. Unter Denkmal-Gesichtspunkten ist der Landkreis Heilbronn ja äußerst reizvoll: Burgen, Kirchen, intakte Altstadtkerne en masse. Und nun Stuttgart. Ein harter Kontrast?

Aber spannend! Als „Ausgleich" dient der Kreis Schwäbisch Hall mit einem Hausbestand teils noch vom 14./15. Jahrhundert. Stuttgart bietet eher jüngere Kulturdenkmale. Hier liegt der Schwerpunkt auf dem 19. und 20. Jahrhundert.

Was empfinden Sie, wenn Sie vom Tagblatt-Turm herunter auf die City blicken?

Ich bin gewohnt, bei meiner Arbeit das Positive zu sehen. Schon als Kind hab ich die Stadt sehr gemocht und wollte unbedingt hier leben. Von dort oben sehe ich die Markthalle, den Schlossplatz, den Oberen Schlossgarten und die Denkmale der Wiederaufbauzeit mit den verschiedensten Architektur-Auffassungen der Nachkriegszeit.

Gibt es nach Ihrer langen Erfahrung politische Richtungen, die dem Denkmalschutz aufgeschlossener gegenüberstehen als andere?

Denkmalbefürworter und Denkmalgegner gibt's in allen Parteien. Der Stuttgarter Gemeinderat informiert sich in der Regel sachlich über die denkmalpflegerischen Belange. Hilfreich sind in Stuttgart insbesondere auch Vereine und Bürgerinitiativen – etwa der Förderverein Alt Stuttgart, der Verschönerungsverein oder die Stiftung Stuttgarter Brünnele. Und wir haben eine sehr kompetente Städtische Denkmalbehörde zur Seite.

Wie funktioniert die Zusammenarbeit gerade mit dieser Behörde? Denn das ist ja doch ein ziemliches Institut in Stuttgart mit seinen über 5000 schützenswerten Objekten?

Ohne diese Institution wäre Denkmalpflege hier nicht zu bewältigen. Man kann gelungene Ergebnisse sowieso nur gemeinsam erzielen, in enger Zusammenarbeit zunächst mit den Restauratoren und Spezialisten im eigenen Haus, mit der Schutzbehörde, den Architekten und auch mit den Bürgern, die sich ja oft auch als Denkmal-Eigentümer engagieren.

Gibt es da Unterschiede etwa zu Heilbronn?

Auf dem Land wird man bei Baumaßnahmen vielleicht noch öfters statt als Wertbewahrer als Gegner oder Behinderer gesehen. Für mich ist es grundsätzlich wichtig, die Architekten und Handwerker zu gewinnen, was nirgends selbstverständlich ist. In Stuttgart sammle ich sehr positive Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit engagierten Architekturbüros; aber auch mit Institutionen wie der Architektenkammer, den Hochschulen oder dem Fraunhofer-Institut, wo beispielsweise Experten für bauphysikalische Fragen einem mit Rat und Tat zur Seite stehen. Auch die Kunstakademie mit ihrer Restauratorenausbildung ist ein kompetenter Partner. Das ist wichtig, denn mit den jüngeren Denkmalen, die bis in die 1970er-Jahre reichen, kommen ja durch Materialien wie etwa Eternitschindeln, Linoleumböden oder Resopaltüren auch ganz besondere restauratorische Herausforderungen auf uns zu.

Gibt es kommunalpolitische Unterstützung bei Ihrer Arbeit? Denkmalschutz galt ja den Stuttgarter Oberbürgermeistern vor Fritz Kuhn eher als Lachnummer?

Der jetzige Oberbürgermeister pflegt bislang einen sehr positiven Umgang mit den denkmalpflegerischen Herausforderungen. Er führte beispielsweise für den Eiermann-Campus in Vaihingen ein Colloquium mit allen Beteiligten, von der Denkmalpflege bis zur Investorenseite durch. Positiv ist die Zusammenarbeit mit dem städtischen Hochbauamt oder dem Garten- und Friedhofsamt bei Maßnahmen an stadteigenen Projekten, wie beispielsweise dem Tagblatt-Turm oder dem Hoppenlaufriedhof.

Andererseits, im Hospitalviertel ist unter den Augen des Denkmalamts ein barockes Weingärtnerhaus abgerissen worden ...

... wir standen da als Denkmalbehörde im Schussfeld. Aber es handelte sich definitiv um kein Kulturdenkmal. Das Denkmalschutzgesetz gibt hohe Hürden mit genau definierten Prämissen für die Kulturdenkmaleigenschaft vor. Für das öffentliche Erhaltungsinteresse ist insbesondere der bauliche Quellenwert maßgeblich. Nur zwei bis drei Prozent aller Altbauten sind denkmalgeschützt. Das Gebäude im Hospitalviertel stammte zwar ursprünglich vom ausgehenden 17. Jahrhundert, wurde aber immer wieder grundlegend umgebaut und wies kaum mehr bauzeitlichen Bestand auf. Ob es nun aber richtig gewesen wäre, mit diesem mehrfach veränderten Haus an die Dimensionen der abgegangenen Vorstadtbebauung zu erinnern, ist eine städtebauliche Frage, keine des Denkmalschutzes.

Bei unseren Gesprächen taucht immer wieder die Forderung auf, sich mehr um die Architektur der Nachkriegsjahre zu kümmern. In Stuttgart wurden in letzter Zeit am Karlsplatz sowie an der Paulinenstraße einige interessante innerstädtische Gebäude der Wiederaufbauzeit beseitigt. Welche Möglichkeiten hat hier die staatliche Denkmalpflege?

Ja, da muss man schon kämpfen. Man hat bei der Architektur von den Fünfziger- bis zu den Siebzigerjahren die Öffentlichkeit nicht so hinter sich, wie etwa bei Fachwerkbauten oder auch beim Hauptbahnhof. Aber die Bedeutung der Architektur des Wiederaufbaus ist für Stuttgart immens – vom Landtag der Architekten Linde und Heinle in seinem internationalen Stil, über das Gedokhaus von Grit Bauer-Revellio bis zur ganz traditionellen Stuttgarter Schule wie die von Lempp wieder aufgebaute Hospitalkirche. Wir können die generelle Diskussion um den Wiederaufbau in der Nachkriegszeit anhand von Stuttgarter Baudokumenten durchspielen. Aber wenn Investoren schon involviert sind, haben die am Erhalt meist wenig Interesse.

Welchen Abriss in jüngster Zeit bedauern Sie am meisten?

In Hinblick auf das bereits 1961 abgebrochene Kaufhaus Schocken oder den Hauptbahnhof hoffe ich darauf, dass Abbrüche wertvoller Kulturdenkmale in Stuttgart zukünftig verhindert werden. In meinem Schwäbisch Haller Sprengel gibt es in Obersontheim ein Gasthaus aus dem 16. Jahrhundert, dessen Verlust mich sehr schmerzt.

Zum Schluss interessiert uns natürlich noch Ihr Verhältnis zur Denkmalstiftung.

Sie ist ein Partner, den ich niemals missen wollte. Es gibt viele Fälle, bei denen das Ringen um den Erhalt ohne die Denkmalstiftung aussichtslos wäre. Zahlreiche Gemeinde- und Privateigentümer sind ja oft nicht schlechten Willens, aber es fehlen ihnen einfach die Mittel. Wenn da die Denkmalstiftung mit einspringt, ist es erst einmal finanziell von Vorteil; daneben ist es eine Bestätigung für die Betroffenen, wenn ihr Objekt nicht nur von der staatlichen Denkmalpflege, sondern auch von anderer Seite Wertschätzung erfährt. Insofern hat die Denkmalstiftung durchaus auch eine ideelle Komponente.

Baukunst

Karyatide

Karyatiden gehören zur Familie der Atlanten, sind also skulpturale Menschenfiguren, die in stützender Funktion Fassaden beleben. Atlanten stemmen dabei Architrave, Balkone oder Erker mit nackten, athletischen Oberkörpern und imposanten Muskeln. Wilde Burschen, die scheinbar ständig arbeiten müssen – aus Rache. Galten sie doch in der Antike als Sinnbilder unterdrückter Feinde. Das denkbare Gegenteil: Die Karyatiden, junge Mädchen, züchtig und zahm, die Körper stets durch lange Kleider verhüllt. Man vermutet ihren Ursprung bei griechischen Tänzerinnen aus Karyä. Auf dem Kopf tragen Karyatiden oft eine Art kreisrund geflochtenes Polster, das in der Wirklichkeit das Korbtragen erleichterte. Im Griechischen heißen Karyatiden deshalb auch Kanephoren, „Korbträgerinnen". Bei den Figuren „am Bau" lagert auf diesen Kopfpolstern die horizontale Baulast, meist auch hier der Architrav. Die berühmtesten Karyatiden stehen seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. auf der Akropolis in Athen in der so genannten Korenhalle des Erechtheion; hier sind die steinernen Mädchen vollplastisch als figürliche Säulen ausgebildet.

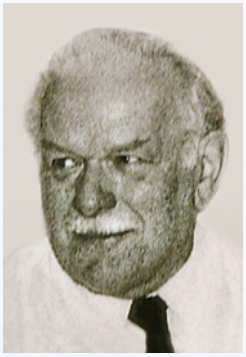
In unseren Breiten waren Karyatiden von der Renaissance bis zum späten Historismus meist als Halb- oder Flachrelief ausgebildet. In der griechischen Baukunst galt die schlanke Frauenfigur der Karyatide als ionisch, also athenisch, der martialisch muskulöse Atlant indes als dorisch, spartanisch.

Karyatiden finden sich hierzulande nur noch selten. Die bekanntesten im Land beleben die Fassade des Ottheinrichsbaus im Heidelberger Schloss. Karyatiden aus den Tagen des Historismus sind vielfach Purifizierungsmaßnahmen nach 1945 zum Opfer gefallen. An Möbeln des 19. Jahrhunderts sieht man sie allerdings noch oft als Zierform. Und auch im Stuttgarter Lapidarium, einem innerstädtischen Skulpturengarten, haben einige überlebt. Die Karyatide auf unserem Bild ist ein 2006 saniertes Stück vom Wertheimer Eichelhofschlösschen aus der Zeit um 1820, das noch eher rokokohaft frivol anmutet.

Kennen Sie ihn?

Karl Beer (1886–1965) Sozial engagiert

Bei ihm verbindet sich weltanschauliches Engagement mit politischem Schicksal. 1886 als Sohn eines Zimmerermeisters in Ulm geboren, erlernt er den Architektenberuf von der Pike auf. Erst absolviert er im väterlichen Betrieb eine Lehre als Zimmerer, bevor er von 1905 bis 1910 an der Stuttgarter Baugewerbeschule (später Staatsbauschule) studiert. Sein Lehrer wird der Stuttgarter Kirchenbauer Clemens Hummel, in dessen Büro er von 1910 bis 1915 arbeitet.



Beers Hauptinteresse galt schon in seiner Stuttgarter Zeit dem genossenschaftlichen Wohnungsbau. Es entsteht Siedlung um Siedlung: am Westbahnhof (1928–1930), an der Wagenburgstraße (1928–1930), an der Brenzstraße (1929/30) oder die Landstadtsiedlung Silberwald (1929/30).

1926 gibt er seinem sozialen Engagement die entsprechende politische Signatur, wird SPD-Gemeinderat im Stuttgarter Rathaus und ist sogar als Baubürgermeister vorgesehen. Die 1927 entstandene Weißenhofsiedlung lehnt er als elitär ab: Zeitgleich errichtet er in direkter Nachbarschaft zu den Weißenhofhäusern von Behrens und Scharoun ein „Wohn- und Wohlfahrtsgebäude" (Friedrich-Ebert-Bau); mit seinem integrierten Höhen- und Ausflugslokal Schönblick heute eine Ikone des Siedlungs- und Heimstättenbaus der Landeshauptstadt.

Beers letzte spektakuläre Arbeit für Stuttgart war das Gewerkschaftshaus. 1931 begonnen, sollte es am 1. Mai 1933 eingeweiht werden. Aber da hatte schon die nationalsozialistische Deutsche Arbeitsfront (DAF) Besitz davon ergriffen. Beer kommt in „Schutzhaft", kann aber nach Zürich emigrieren, wo er vor allem genossenschaftlichen Mehrfamilienhausbau betreibt. Nach 1945 möchte ihn Stuttgarts Oberbürgermeister Klett für den Wiederaufbau gewinnen. Die Werbung misslingt. Tragisch, denn Beers vom handwerklichen Anspruch der ersten Stuttgarter Schule geprägter, gemäßigter Modernismus hätte gewiss einen organischeren Wiederaufbau ermöglicht. Mit 79 Jahren stirbt er in Zürich am Zeichenbrett.

Gewusst wo?

Denkmale im Land

Durch eine anrührende Legende ist sie wohl die populärste Burgruine im Land, hoch droben als Bekrönung eines bekannten Weinbergs. Zu seinen Füßen, am „Grasigen Hang", hat ein Dichter, Arzt und Heimatforscher 1822 sein berühmtes Haus gebaut, lange Zeit Literatentreff schwäbischer Romantiker. Der Ruine stets ansichtig, entwickelte sich der „Literaturhaus"-Besitzer auch zu einem der ersten Denkmalschutz-Aktivisten Württembergs. 1824 gründete er einen Frauenverein, der „es sich angelegen sein ließ, besonders unter der deutschen Frauenwelt Beiträge zu sammeln." So der Sohn in seinen Erinnerungen.

Als dann Württembergs König Wilhelm I. die Burg kaufte und sie dem „Verein und den Frauen Deutschlands" schenkte, konnte man den Hofbaumeister Nikolaus Friedrich von Thouret gewinnen, die Mauern auszubessern, die Türme zugänglich zu machen und den vordem als Weinberg genutzten Innenhof zur Parkanlage umzuwandeln. Es

ging dabei nicht ohne List. Der Sohn: „Mein Vater war jeden Morgen mit Tagesanbruch oben und überwachte die Ausgrabungen ... Die Taglöhner waren von äußerstem Fleiße ..., weil sie hofften, einen Schatz zu finden, in welchem Glauben sie mein Vater ... bestärkte, indem er hie und da eine abgeschliffene Münze, farbige Glasperlen und so weiter in den Schutt steckte."

Wie heißt diese um 1140 unter den Staufern angelegte, durch eine Sage berühmt gewordene Burg, die 1525 im Bauernkrieg zur Ruine wurde? Wie der engagierte Denkmalschützer zu ihren Füßen und wie die Stadt, deren Wahrzeichen unsere gesuchte Ruine ist?

Wenn Sie es wissen oder herausgefunden haben, schicken Sie die Antwort bis 15. Oktober 2014 auf einer Postkarte – bitte nicht als E-Mail – an die Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17 in 70173 Stuttgart.

Unter den Einsendern verlosen wir 5 Exemplare des im Theiss-Verlag erschienenen Werkes „Häuser der Ewigkeit – Jüdische Friedhöfe im südlichen Württemberg".